

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 108 (1982)
Heft: 37

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Tessa Daenzer

Schlummermütter

Ich habe allenthalben in der Schweiz Freunde und Verwandte, deren Kinder es zur weiteren Ausbildung nach Zürich verschlägt. So fragt man mich etwa, ob denn in unserem Haus nicht ein Stübchen frei wäre für den Nachwuchs. Ich sage natürlich doch, denn die jungen Leute sind nicht nur nett, sondern auch ungeheuer belehrend und interessant.

Selbstverständlich ist es mit dem höflich angeforderten Stübchen noch lange nicht getan. Die Jungen leben ja auch von gefüllten Tellern, hauptsächlich aber vom Weltverbessern und vom Badezimmer, und hier insbeson-

dere vom Haarwaschen. Wenn mich nicht alles trügt, sind die jungen Schweizer bald ein einzig Volk von Haarwäscherinnen, obschon sie alle zum grossen Haufen der Energiesparer gehören. Das ist kein Widerspruch, da sie die Ströme vergossenen Warmwassers jederzeit einsparen in Form von Velofahren und billigen Kleidern. Es handelt sich hier um ganz einfache, einleuchtende Mischrechnungen, die ich jedermann wärmstens empfehlen kann. Sie helfen das schlechte Gewissen abbauen und fördern die gerechte Verteilung aller Güter dieser Erde. Hat das jedermann verstanden?

Ich hatte unter meinen Gästen schon eine Verpackungsüberwacherin, zwei Heizungsverschämmer und einen Medikamentenverächter sowie etliche begabte Körnerkauer. Diese revolutionierten unter anderm unser traditionelles

Frühstück, indem sie sich aus verlockend schönen Vorratsgläsern mit grünem, braunem und gesprengeltem Getreide versorgten, und nie mehr würde ich es wagen, daneben eine Schale mit den ach so praktischen aber energieverbrauchenden Butterportionen aufzustellen. Ich zertrete auch keine Tannzapfen mehr, sondern sammle sie, und was die Medikamente betrifft, habe ich schon gar keine Zeit mehr, krank zu sein und sie zu schlucken.

Die langen Diskussionen füllen meine Tage und verscheuchen die Midlife crisis. Während meine jungen Gäste in den Schulzimmern sitzen und irgendwelche Plusquamperfekte einüben, widme ich mich dem Einkaufen und Kochen. Das tönt banal. Aber seit ich mit sanfter Gewalt dazu gebracht wurde, mir im Anblick von gefüllten Gestellen immerzu den tropischen Regenwald

oder ein anderes gefährdetes Naturwunder vor Augen zu halten, ist es abenteuerlich geworden.

Im allgemeinen wissen die jungen Leute meine reformatorischen Übungen zu schätzen und greifen bei Tisch kräftig zu. Es kann jedoch auch sein, dass abgefahrenre Busse oder lässige Kollegen meine Kostgänger davon abhalten, heimzukommen. Wenn ich infolgedessen das vorbereitete Essen in den Kübel kippen muss, gehören solche Pannen ins Kapitel der Mischrechnungen und stärken überdies das zwischenmenschliche Verständnis.

Früher hatten Schlummermütter wohl, wie der Name sagt, nichts anderes zu tun, als den Schlaf ihrer Schützlinge zu bewachen. Heute sind sie zu Höherem berufen. Sie sind Belehrte und Bekehrte und erhalten als Anerkennung vielleicht demnächst ein Diplom für grüne Heilige.

Lottofieber

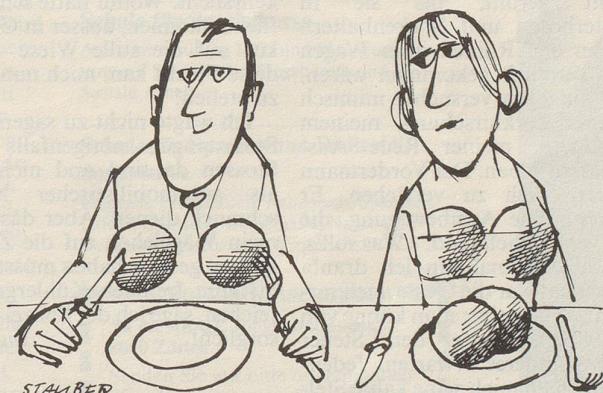
Die Spannung hat sich gelöst. Vier glückliche Gewinner dürfen sich in die Summe von rund sechs Millionen Franken teilen. Ich gönne es ihnen von Herzen, hoffe nur, Fortuna habe Leute ausgesucht, die etwas Rechtes mit dem Geld anzufangen wissen.

Auch wir blieben nicht ganz verschont vom Spiel-Virus. Ich kümmere mich sonst wenig bis gar nicht um Lotto und Toto. Mein Allerliebster setzt ab und zu einen Fünfliber, den er hie und da sogar zurückgewinnt. Doch damit hat sich's. Diesmal aber lag so unheimlich viel Geld bereit! Überall sprach man davon: am Bahnhof, in den Läden, im Schwimmbad. Da uns eine Dach- und Fassadenrenovation ins Haus stand, wäre ein kleiner beziehungsweise grösserer Zustupf sehr willkommen gewesen. Also liessen wir uns anstecken. Jedes durfte Papi eine Kolonne mit «seinen» Zahlen diktieren. Meine setzte sich aus Lieblingszahl plus Glückszahl zusammen – plus unsere beiden Geburtstage und -jahre. Voilà: ganz einfach!

Am bewussten Freitagabend kam Andrea mit einem tätowierten Unterarm zu Tisch. Auf meine Frage, was das zu bedeuten habe, gab sie aufgeregzt zur Antwort, das seien ihre Lottozahlen, die sie sich aufgeschrieben habe, um jede Verwechslung auszu-

schliessen. Sie war tatsächlich der Meinung, das Geld warte nur darauf, von ihr in Empfang genommen zu werden! Da wollte ich wissen, was sie mit der horrenden Summe anfangen würde, worauf sich die kindliche Phantasie meiner Tochter, ihre Naivität und Herzensgüte offenbarten.

Wir hatten uns auf die Zahl 3,7 Millionen festgelegt. Schliesslich geht ja ein rechtes Stück an Verrechnungssteuer ab. Andrea begann zu verteilen: Die erste Million würde sie Papi zur Verfügung stellen, und zwar für die Renovation des Hauses. Dem Papi fiel ein Stein vom Herzen! Die nächste Million würde zur Bank gebracht und wäre für Andreas Ausbildung, Aussteuer usw. bestimmt, als persönliche eiserne Reserve. Früher hätte man Andrea «eine gute Partie» genannt! Die nächste halbe Million ging an gute Zwecke, einzige Auflage, die Jugendseelsorge müsse einen neuen VW-Bus bekommen. Fand ich tipptopp! Für 100000 Franken wollte Andrea die ganze Klasse auf eine Kreuzfahrt einladen. Sie malte sich den Riesenspass aus, den sie an Bord haben würden. Vermutlich spielten dabei gewisse Ideen aus dem Fernseh-«Traumschiff» keine ungewöhnliche Rolle. 50000 Franken verplante meine Tochter für Ferien mit der ganzen Familie auf einem alten, schottischen Schloss mit Schlossgespenst und allem Drum und Dran. Hurra,



damit würde einer meiner Jugendträume wahr! Es ist doch schön, wenn die Töchter nach der Mutter schlagen! Papi sollte ein neues Auto bekommen und Mami endlich einen Zweitwagen, über den wir uns allerdings nicht einigen konnten. Sie war eher für einen Porsche und ich für einen Landrover. Ausserdem sollten sich Andreas Schwestern und wir, einschliesslich Omi, einen Herzenswunsch erfüllen können. Dafür setzte Andrea nochmals je 50000 Franken ein. Ihr blieb immer noch eine gute halbe Million. Also wollte sie ein grosses Fest feiern mit lauter lieben Menschen, vielleicht eine Fahrt im Saloonwagen der SBB quer durch die Schweiz unternehmen. – Dann war ihre Phantasie plötzlich erschöpft, die Summe schien ihr Fassungsvermögen zu übersteigen. Also liessen wir es bleiben und brachten den Rest – in Gedanken – ebenfalls auf die Bank.

Unnötig zu sagen, dass niemand von uns auch nur einen Rappen gewonnen hat. Andrea war im ersten Moment ein bisschen enttäuscht. Aber, ob man's glaubt oder nicht: Wir leben auch nach dem Lottofieber-Anfall glücklich und zufrieden.

Annemarie Meyer-Schilling

Führerflucht

Ich sass im Auto inmitten von Zeitgenossen, die wohl alle daselbe wollten wie ich: hinaus aus der Stadt, hinaus aus dem Gestank. – Die sich möglicherweise auch auf eine Wiese dachten, in einen Liegestuhl, mit einem Buch ... Und schon war es geschehen! Vielleicht hatte ich einen Moment lang die Augen geschlossen oder einfach nicht aufgepasst: Ich war jedenfalls weitergerollt, während die Kolonne stand, und kam recht unsanft zurück aufs Bellevue, schaltete voller Schreck in



STAHLBER

den Rückwärtsgang, um von der unerwünschten Blechfühlung wegzukommen, und prallte in den Hintermann! Eine Chaplinade, über die zu lachen man als Nichtbetroffener gerne bereit ist. Man weiß auch, wie es bei Chaplin weitergegangen wäre: Die drei betroffenen Autobesitzer hätten nicht geruht, bis sie in Unterhosen und Sockenhaltern neben den Ruinen ihrer Wagen zur Vernunft gekommen wären. Ich hingegen versuchte mimisch meiner Zerknirschung, meinem Bedauern, meiner Reue Ausdruck zu geben. Der Vordermann schien mich zu verstehen. Er machte eine Armbewegung, die ich versöhnlich fand: «Was soll's, das nächstmal bin ich dran!» Vielleicht war die Geste auch sarkastisch gemeint: man könne von einer Frau hinter dem Steuer nichts anderes erwarten. Jedenfalls schien mich seine kahle Stelle am Hinterkopf freundlich anzulächeln.

Anders der Hintermann: Ihn vermochte ich im Rückspiegel besser zu beobachten. Kopf und Hals wurden sichtlich dicker und dunkler; er redete und gestikulierte heftig, und ich durfte nicht annehmen, dass er aus vollem Halse sein Lieblingslied am Radio mitsang!

Ich wäre gerne ausgestiegen, um mich zu entschuldigen; aber dann wäre unser junger Hund auch ausgestiegen, und ich schreckte davor zurück, die Lage weiter zu komplizieren. Im übrigen war nichts passiert, und so zog ich den Kopf ein, auf dem die Föhnsäule der ganzen Stadt abgestützt schien, und stotterte mit den Zeitgenossen weiter.

Am Familientisch erzählte ich meine automobilistische Schandtat anekdotisch verbrämt. Da läutete das Telefon. Der Komparse aus dem hinteren Auto war Sprache geworden, meldete einen

Kratzer am Kühlergrill seines Wagens an und teilte mir mit, er habe vorsorglich die Polizei über meine Führerflucht orientiert. Führerflucht? Vorsorglich?

Wir waren doch wie eine wirkliche Schicksalsgemeinschaft weitergeschlichen, Meter um Meter, von Verkehrslicht zu Verkehrslicht. Wohin hätte ich denn fliehen können, außer in Gedanken auf die stille Wiese – und diese Flucht kam mich nun teuer zu stehen!

Ich wagte nicht zu sagen, dass Stossstangen nötigenfalls zum Stossen da sind und nicht nur als automobilistischer Modeschmuck dienen. Aber dass sich mein Wägelchen auf die Zehenspitzen gestellt haben müsste, um bis zum fremden Kühlergrill zu reichen, sage ich der Polizei – vorsorglich! Ingeborg

Akkord

Die geplante Reise zu einer Fabrikbesichtigung war endlich zu stande gekommen. Seltsam berührte zwar die Einladung, in der geschrieben stand: «Sie werden gebeten, Gespräche mit Arbeitern zu unterlassen. Für Auskünfte wenden Sie sich an das Aufsichtspersonal!»

Die schöne Fahrt durch unbeführte Landesgegenden ohne architektonische Experimentierbauten verdrängte das aufgekommene Unbehagen. Wir freuten uns über die Dörfer und Weiler, über die alten Häuser mit weit heruntergezogenen, Schutz und Schirm verheissenden Dächern. – Eine heile Welt, schien es uns.

Nach einem freundlichen Empfang in der Fabrik führte man uns in den hellen Speisesaal, um uns die nötigen Grundkenntnisse über Material und Arbeitsvorgänge zu vermitteln. Noch einmal wurden wir gebeten, Ge-

spräche mit Arbeitern zu unterlassen. Sie arbeiteten im Akkord, hiess es.

Gross und hell war die Halle, die wir betrat. Gestelle voller gleicher Stücke standen da, von einer Maschine produziert. Ein einzelner Mann kontrollierte sie und stellte sie auf ein Förderband, das zu einer andern Maschine führte. Wie von Geisterhand wurden sie dort gepackt, verschwanden und erschienen vereidelt wieder.

An einem Tisch sassen zwei Frauen, vor sich je eine Schüssel mit kleinen Teilchen. Gebannt schauten sie auf das Förderband, packten die herangeführten grossen Stücke, fügten die kleinen bei und stellten das Ganze zurück. Immer wieder. Von uns neugierigen Zuschauern nahmen sie keine Notiz. Maschinen und Förderbänder dominierten, Menschen waren ihre Diener.

Je weiter unser Rundgang führte, desto vollkommener wurde das Geschaffene. Wieder blieben wir bei einem Arbeitsplatz stehen. Zwischen zwei Förderbändern stand ein Mann. Vom einen Band nahm er das Stück, tauchte es in Farbe und schickte es mit dem andern weiter. – Nehmen – tauchen – hinstellen... Es war, als sei er selbst zur Maschine geworden. Sein Körper wiegte sich hin und her. – Nehmen – tauchen – hinstellen...

Stück für Stück, acht Stunden im Tag, fünf Tage in der Woche, monatelang!

Betroffen verliessen wir das Gebäude. In einer Ausstellung durften wir anschliessend die kostbaren fertigen Produkte bewundern, doch wahre Freude kam nicht mehr auf. Ruth

Im Abseits

Liebe junge Arbeitskolleginnen

Wir älteren Jahrgänge sind bei der Zusammenarbeit im Berufsleben sicher nicht immer leicht zu ertragen, ja, wir werden oft als Belastung empfunden. Deshalb versuche ich, unsere Schwierigkeiten und Nöte darzulegen:

- Da die technische Entwicklung rasant vorwärts schreitet, haben wir trotz allen Einsatzes Mühe, mit ihr Schritt zu halten. Zum Teil werden wir einfach überrollt, was uns in eine gewisse Resignation verfallen lässt. Heute erscheint es sicher unvorstellbar, dass auch wir einmal «à jour» waren.

- Wir werden nur noch nach unseren Leistungen beurteilt. Mit unseren Schwächen geht man hart ins Gericht. Unser Einsatz als «Arbeitspferde» ist oft schadlos und liegt an der Grenze der Quälerei.

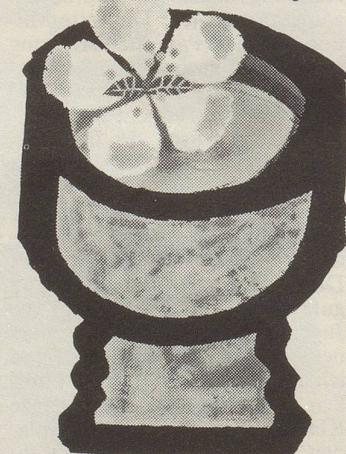
- Natürlich machen wir Fehler und erzählen endlos von «früher». Da manche von uns bereits unter einem schlechten Gedächtnis leiden, glorifizieren wir die «gute alte Zeit».

- Da wir für unseren Lebensunterhalt sorgen müssen, bleibt uns nichts anderes übrig, als um unsere Arbeitsplätze zu kämpfen. Obschon wir oft gerne aussteigen möchten, fehlt uns der Elan, um uns umzuschulen. Zudem ist in vielen Stelleninseraten eine Altersgrenze angegeben, die wir längst überschritten haben.

- Ihr habt uns gegenüber die Jugend – mit ihren Reizen – in die Waagschale zu werfen. Gegenüber Fehlern von hübschen, netten Mädchen sind viele Chefs recht nachsichtig. Nützt diesen Vorteil nicht hemmungslos aus! Obschon es vielleicht unmöglich scheint, waren auch wir einmal jung. Zu unserer Schande sei gesagt, dass wir uns nicht viel rücksichtsvoller benahmen, als Ihr dies heute tut. Deshalb durchschauen wir auch die Ränkespiele und leiden um so mehr unter dem Beiseitegeschobenwerden.

Aus diesen Überlegungen heraus bitte ich um ein bisschen Loyalität, Nachsicht und Verständnis. Das Älterwerden hat Schattenseiten. Helft uns, dass gelegentlich auch ein Sonnenstrahl zu uns dringt! Lena

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb
bsunders guet